Trübes Verhängnis

Autor(en): **U.W.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 9

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636955

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DIE KLEINE BLÜTE

Leise öffnet sich die Tür zu Peters Krankenzimmer und mit dem vertrauten, liebevollen Lächeln der aufopfernden Pflegerin tritt die kleine rundliche Schwester ein. Sie nickt ihm mit freundlichem, von Herzen kommendem Wunsch zu und ihr Gesicht sieht unter dem kleinen weissen Häubchen aus wie ein zartes, nie vom rauhen Winde gestreiftes Treibhauspflänzchen. An ihrem ganzen Tun merkt er, dass sie heute eine besondere Ueberraschung für ihn hat. Zudem sieht er jetzt, dass sie mit beiden Händen versucht, einen Gegenstand hinter dem Rücken zu verbergen. Sie lässt ihn raten, was es ist und von wem. Da er aber nicht sehr viel Geduld zu solchem Spiel hat, befiehlt sie ihm bald, die Augen zu schliessen. Er tut dies mit einer bis dahin unbekannten Sorgfalt und mit beinahe kindlicher Inbrunst wünscht er den Augenblick herbei, der ihm die Lösung dieses kleinen Geheimnisses bringen wird. Und dennoch, als sie ihm erlaubt, die Lider zu öffnen, zögert er noch einen Moment, so als ob irgend etwas in ihm den Wunsch äussern würde, diese Zeit der Erwartung des Guten und Schönen noch ein wenig zu verlängern und zu geniessen.

Er liegt jetzt schon seit drei Wochen hier und noch sieht es trotz allen medizinischen und chirurgischen Anstrengungen der Aerzte beinahe so aus, als ob er für immer gelähmt bleiben müsste. In der ersten Zeit seines Hierseins war sein einziger Gedanke bei Tag und in den langen, schlaflosen Nächten sein rechter Arm, der, wie ein Fremdkörper, gefühllos und ohne Kraft an seinem Leibe hing. Er stellte sich vor, wie es sein würde, wenn er aus dem Spital käme als Krüppel, als Verstümmelter und wie ihn alle Menschen bemitleiden würden. Oh, wie er jetzt schon dieses Mitleiden hasste und wie er sich aufbäumte gegen das unerbittliche Schicksal, das aus ihm, dem Gesunden, dem Starken einen hilflosen und Schwachen zu machen drohte. Er fühlte auch, dass er dann auf eben dieses Mitleid der Andern angewiesen sein würde. Er, der immer so stolz gewesen war auf seinen starken, muskulösen Körper, er sollte sich nun von einer schwachen Frau in einem Rollstuhl herumschieben lassen, sollte nie, nie mehr laufen, springen, schwimmen und skifahren, nie mehr in den Bergen, die er über alles liebte, wandern können. Er wollte lieber sterben als dies alles ertragen und der Tod war ihm in dieser Zeit nicht mehr ein unheimliches, düsteres Ende alles Lebens, sondern er erschien ihm als Erlöser, als Freund. Er dachte sogar ernstlich darüber nach, wie er dem Sichelmann die Arbeit erleichtern oder sogar abnehmen würde. Alle diese Gedanken und Kämpfe leiten noch einmal an seinem innern Auge vorüber, wie er so daliegt und auf das Schöne wartet. Unentschlossen und zaghaft öffnet er langsam die vom vielen Wachen schweren Lider und sieht die Schwester dicht vor sich stehen. In den Händen hält sie vorsichtig, als ob es ein neugeborenes Menschlein wäre, ein kleines, unscheinbares Topfpflänzchen mit viel zarten, grünen Blättern und einem einzigen kleinen Blütenkelch. Peter streckt unwillkürlich seinen gesunden Arm danach aus und sieht mit glänzenden Augen zu, wie die Pflegerin das Blümchen sacht an seine Seite auf den Bett-Tisch stellt und aus den dichten Blättern ein kleines Kärtchen löst. Es steht nicht viel darauf: «Denk an unsere Berge! Wenn die Alpenrosen blühen, sind wir wieder oben. Mut! Dein Seilkamerad — Hans.» Zum erstenmal in seinem bewussten Leben empfindet Peter die aufsteigenden Tränen nicht als üble Schwäche, und er schämt sich auch nicht vor der kleinen Schwester, die gerührt seine feuchten Wimpern sieht. Lange spricht keines der beiden Menschen ein Wort und beide konzentrieren sich in ihrem Innern auf das Gute, Kräftigende, welches von der kleinen Blüte und von der Schrift auf dem Kärtchen ausgeht. Nach langer Zeit des Schweigens, in der sich Peter innerlich stärkt, während die Frau stumm dasteht und ihn durch ihr Verstehen und Helfenwollen zu stützen sucht, öffnen sich die Lippen des Gelähmten, und er spricht in einem beschwingten, fast singenden Ton lange vor sich hin. Was er sagt, weiss er nicht und wenn er es wüsste, könnte er es nicht einmal verstehen. Es ist sein neu erwachter Lebenswille, der zu ihm spricht. Nicht zu sich allein und auch nicht zu der Frau aber trotzdem gut verstehen zum Leben, er fühlt den Hauch der Berge stark in sich weben, dass es gut ist.

Wochen schon, in denen er seinen gelähmten Glieder hat, stellen die Aerzte unerklärliche Besserung Schreibt es der Massage zu, Heilbungen, die er Peter machen lässt. Peter aber fest, stille Schwester wissen, jeder Besserung kommt, und oft wohl

ertappt sie ihn, wie er in Gedanken weit weg ist und noch immer seine kleine Blüte betrachtet, zu der sich unterdessen noch einige andere gesellt haben. Sie sprechen nie darüber und nur seltene, verständnisvolle Blicke reden von dem Wunder, das mit ihm geschah. Als Peter der Schwester die Hand zum Abschied reicht, leuchtet aus seinen Augen der Dank und so viel neue Kraft, dass die kleine Pflegerin kein Wort hervorbringen kann. Sein Wille zum Leben und zum Verstehen der Welt ist stärker als je zuvor, und er weiss, wem er diesen Hort zu verdanken hat: Der kleinen unscheinbaren Blüte!

* * *

(Bildbericht Pressbild Bern)

Unten: Ein alter, lieber Freund des Pächters. Dieser Landwirt kommt schon seit 27 Jahren hierher und ist zusammen mit dem Pächter alt geworden

Kaum huschen die ... Morgen die ... strahlen durch ... so beginnt sich ... „Parkplatz" ... zu beleben. ... Fuhrwerk ... die Tochter ... Pferd selber ... der langen ... kenden Wagen ... das Pferd in ... Hort des Hotels

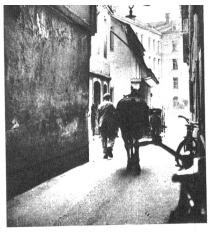
Das Hotel für Pferde

Der Landwirt muss die Stunden in der Stadt für seine Geschäfte und Angelegenheiten ausnutzen. Das Ross aber, den liebenswerbeinigen Kameraden, will er vorher noch in guten Händen wissen. Und da muss er weder ratlos, noch verlegen sein. Von der Hauptstrasse zweigt ein schmales Seitengässlein ab, der Unbekannte liest klein und unscheinbar an einer Hauswand das Wort «Stallungen» und weiss nur in seltenen Fällen, dass sich hinter diesem Wort ein richtiggehendes Hotel verbirgt: Das Stadthotel für Bauernpferde. Hier hat das Leben nie aufgehört, während es um die Garagen allmählich ganz still geworden ist. Im Grunde unterscheidet sich dieses Pferdehotel nur wenig von den Herbergen für menschliche Reisende. Der Empfang ist nicht weniger freundlich, die Begrüssung zwischen Mensch und Tier nicht weniger herzlich. Das Hotel besteht 27 Jahre und hat seither

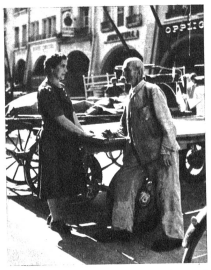
als seinen Besitzer gewechselt. Als die Eltern des Pächters Gfeller weiss werden wollten, stellte sich ihm kurzerhand die Tochter zur Seite und nun betreiben Vater und Tochter gemeinsam das Stadthotel für Bauernpferde, in dem sie gleichzeitig Empfangschef, Geschäftsführer und Zimmermädchen sind.

27 Jahre sind eine lange Zeit und es vermag sich in ihr manche Freundschaft zu bilden. So hat es Bauern, die schon seit der Gründung ihr Pferd hier unterstellen. Aber nicht nur unter den Menschen, sondern auch zwischen Mensch und Tier hat sich manche innige Beziehung herangebildet. In diesem Falle muss dann ein lustiges Anlegen der Ohren oder ein ertreutes Wiehern den Händedruck ersetzen und es gibt Pferde, die ohne Anweisung und leitende Hand den Weg in das Hotel finden, welches für sie errichtet wurde. Dies möglicherweise auch deshalb, weil sie wissen, dass ihnen zur gegebenen Zeit ihr «Diner» pünktlich zuteil wird.

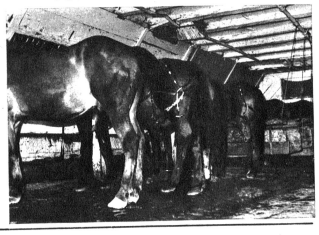
Puz.



Vater Gfeller betätigt sich als Empfangschef und bringt das Pferd selbst in den Stall



Vater und Tochter Gfeller, die schon seit mehr als 27 Jahren eng mit dem Geschäft verbunden sind. Früher war auch Mutter Gfeller dabei. Sie starb jedoch früh, und so ist nun die Tochter bereits seit 18 Jahren die rechte Hand des Vaters



Links: Das Lieblingspferd der Tochter Gfeller. Es findet seinen Weg in den Stall ganz allein und ohne Hilfe, aber es gibt ihn nie, ohne der Tochter auf seine Weise zärtlich und liebenswürdig einen „Guten Tag" zu sagen

Rechts: Hier sind alle miteinander gut aufgehoben und auch der Landwirt weiss sein Tier in besten Händen. Viele der Pferde kommen schon seit Jahren hierher, und es mag im Laufe der Jahre unter ihnen manche Freundschaft entstanden sein

Trübes Verhängnis

Professor Pluvius ging nicht ohne Schirm aus. Eher würde er sich selber vergessen, als seinen Schirm.

Eines Tages aber stach ein ungeschickter Vorbeigänger mit einem Stangenende seines abgespannten Schirmes in des Professors Regendach. Ein Loch! «Das muss gleich ausgebessert werden», sagte daheim Frau Professor gelegentlich der täglichen Musterung der professoralen Garderobe. Professor Pluvius hatte die Verwundung gar nicht bemerkt. Und Frau Professor brachte den Schirm zur Ausbesserung fort. Da an ihrem eigenen Schirm ebenfalls eine Kleinigkeit fehlte, nahm sie diesen auch gleich mit.

So begab es sich, dass Professor Pluvius am andern Morgen schutz- und schirmlos nach seinem Museum wanderte. Zum Glück regnete es nicht, so dass er nicht mit seinem alten, schon seit Jahren abgespannten Schirm losziehen konnte.

Mittags aber goss es Bindfäden und Backsteine. Professor Pluvius aber flüchtete ins nahgelegene «St. Hubertus»-Restaurant und wartete bei Bier und Zeitung besseres Wetter ab.

Es dauerte ein Weilchen. Endlich aber konnte er zahlen und setzte den Hut auf, liess sich in den Mantel helfen und nahm — Macht der Gewohnheit — den im Ständer stehenden Schirm mit sich. Als er sich durch die Drehtüre zwängen wollte, hielt ihn jemand am Aermel zurück. Er drehte sich um und blickte in ein energisches Gesicht mit drohend senkrechten Stirnfalten, das einem reckenhaften Herrn gehörte, der den Professor Pluvius wie einen Wurm hätte zertreten können.

«Mein Herr», sagte er scharf, «Sie werden mir erlauben, dass ich meinen Schirm selbst benutze!»

Pluvius war so verwirrt, dass seine Hände zitterten, als er den Schirm zurückreichte. «Entschuldigen Sie», stammelte er, «ich habe immer einen Schirm bei mir, nur gerade heute nicht, und da dachte ich ... dieser sieht fast so aus wie meiner ...»

«Ja, natürlich, natürlich», sagte der Herr in eigentümlichem, sarkastischem Ton, und entfernte sich.

«Was sich dieser alberne Mensch wohl eingebildet hat?» grübelte Professor Pluvius, als er heimwärts schritt.

Am nächsten Morgen regnete es ausser Bindfäden und Backsteinen noch junge Hunde.

«Wenn du heute mittag deinen Schirm holst», sagte Frau Professor, «wirst du meinen auch mitbringen. Ich brauche ihn.»

Als sie an diesem Morgen angesichts des katastrophalen Regenwetters den alten, abgedankten Schirm des Professors hervorsuchte, kam es diesem zum Bewusstsein, dass er dann heute mittag glücklich mit drei Schirmen heimkommen würde. Er wies bescheiden daraufhin.

«Das macht nichts», sagte Frau Professor, «fahre nur im Autobus zurück.»

Der Regen hörte nicht auf, und nach Schluss des Dienstes, wanderte Pluvius unter dem Schutz des alten, grünschillernden Regendaches zum Schirmdoktor, der ihm die beiden fertigen Schirme aushändigte. Zwei über den Arm gehängt, den dritten aufgespannt, so erreichte er den Autobus.

Als er sass und die drei Schirme zwischen den Knien hielt, fiel sein Blick auf einen Herrn gegenüber, der ihn interessiert beobachtete. Professor Pluvius verspürte einen Stich in der Herzgegend. Der Herr aus dem «Hubertus»!

Jener sagte nichts, blickte nur von den drei Schirmen auf deren Besitzer und umgekehrt.

Professor Pluvius wurde rot. Verwirrt schlug er die Augen nieder.

Bei der nächsten Haltestelle stand der Herr auf, trat auf dem Wege zum Ausgang auf ihn zu und flüsterte ihm bissig zu: «Hm, heute mehr Glück gehabt als gestern?»

Pluvius zitterten die Knie. Jetzt interessierte sich plötzlich der ganze Wagen um ihn und seine drei Schirme. Blicke trafen ihn: mitleidige, spöttische, strafende, verächtliche ...

U. W.